

Prolog

»Wie findest du eigentlich immer wieder die Energie für solche Arbeiten? Die Leute werden ihre Meinung ja nicht ändern.« Jelena¹ nahm selten ein Blatt vor den Mund. Sie begrüßte mich im Sommer 2018 herzlich in ihrer Wohnung und bevor ich überhaupt meine Schuhe ausgezogen hatte, überschüttete sie mich schon mit Beschwerden über Klischees zu ›Osteuropäer*innen‹. Wir nahmen schließlich im Wohnzimmer Platz, wo Jelena einen Tisch mit Snacks und Getränken gedeckt hatte – und einer Flasche Wein »für nachher«, nach dem ›offiziellen‹ Teil unseres Gesprächs. Ich erklärte ihr, dass ich mit ihr über ihren Alltag in Berlin sprechen wolle, wie das Gespräch ablaufen würde und dass sie dieses auch jederzeit abbrechen könne. Jelena war mit allem einverstanden. »Die Sachen von letztem Mal muss ich dir aber nicht noch einmal erzählen, oder?«, fragte sie allerdings.

»Das letzte Mal« war zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre her. Kennengelernt hatten Jelena und ich uns im Rahmen meiner Masterarbeit zu den Perspektiven von sexarbeitenden Frauen auf sexarbeitsspezifische Beratungsangebote in Berlin. Schon damals hatte sie viel zu erzählen, hatte sie doch einige Ideen dazu, wie die Beratungslage für sexarbeitende Frauen in Berlin verbessert werden konnte. Die Darstellung ihrer Ideen hatte sie dabei immer wieder mit Erzählungen aus ihrer Biographie verbunden, und mir damals so Folgendes über sich berichtet:

»Anfang der 1990er war das, da kam ich mit 18 Jahren aus Bulgarien nach Berlin. Damals noch schwarz über die Grenze ohne Visum. Das ist strafbar, ist aber inzwischen verjährt. [...] Wenn du jung bist, kein Deutsch kannst und kein Visum hast, dann wollen dir die Jungs alle gerne helfen – unter einer Voraussetzung. Die wollen mit dir schlafen. Und da hab ich mir gedacht, wenn schon, dann richtig. Ich hab mir eine Zeitung geholt, in die Anzeigen geguckt, die dritte Annonce hat mir gleich sehr gut gepasst und so habe ich in einem Bordell angefangen. Den Laden gibt's inzwischen nicht mehr, aber die Betreiber haben jetzt einen neuen Laden in einem anderen Stadtteil. So bin ich jedenfalls in die Prostitution gekommen. Ich bereue das keinen Tag. Ich hab später noch gekellnert, in einer Bäckerei gearbeitet und im Altersheim, war paar Jahre verheiratet, hab also einiges ausprobiert. Aber nach wie vor bleibe ich bei der Prostitution, denn

1 Pseudonym.

das ist der Job, der mich persönlich am meisten anspricht. Denn die Freiheiten, die mir dieser Job gibt, kriege ich in keinem anderen Job.«

Trotz ihrer positiven Erfahrungen mit der Sexarbeit stand sie dem Gewerbe nicht unkritisch gegenüber. Wir hatten uns in unserem ersten Gespräch lange über ihre Bekanntschaften mit Frauen aus Bulgarien unterhalten, die sich in Ausbeutungssituationen befanden; denen Jelena helfen wollte und dabei aber auch immer wieder scheiterte. Jelena war die erste sexarbeitende Frau aus ›Osteuropa‹, mit der ich in Kontakt kam. Sie eröffnete mir eine weitreichende und differenzierte Perspektive auf die heterogenen Lebensrealitäten von sexarbeitenden Menschen aus ›osteuropäischen‹ Ländern – und legte damit einen Grundstein für dieses Buch.

Nach unserem ersten Gespräch blieben Jelena und ich lose in Kontakt. Sie lud mich ein paar Mal zu sich ein, ich erzählte ihr von den Ergebnissen meiner Forschung und sie mir von ihrem Leben und ihren Plänen. Einmal zeigte mir Jelena bei einem Spaziergang ›ihr‹ Berlin – u.a. den Stuttgarter Platz, der zumindest vor einigen Jahren noch berühmt-berüchtigt für ›Rotlichtkriminalität‹ gewesen war, für Jelena bei ihrer Ankunft in Berlin aber auch eine erste Anlaufstelle darstellte. Und den Bahnhof Zoologischer Garten, das Kranzler Eck und den Kurfürstendamm, das Zentrum Westberlins, das ihr bereits kurz nach ihrer Ankunft in der Stadt das Gefühl gegeben hatte, dass sie dort angekommen war, wo sie hinwollte – und Berlin ihr Zuhause werden würde.

Das letzte Mal vor einer langen Kontaktpause traf ich Jelena kurz nach Abgabe meiner Masterarbeit im Sommer 2014. Auf Jelenas Frage, wie es nun mit mir weitergehen würde, antwortete ich, dass ich erst einmal arbeitslos war. »Da sind wir schon zwei, darauf sollten wir anstoßen!«, entgegnete sie. Denn Jelena hatte sich inzwischen dazu entschlossen, mit der Sexarbeit aufzuhören, wusste zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, wie es für sie nun beruflich weitergehen würde. Mit unserer Verabschiedung an jenem Tag brach unser Kontakt für einige Jahre ab, da ich vorerst einen Job außerhalb Berlins fand und nach meiner Rückkehr in die Stadt mit der Planung der Dissertation beschäftigt war, die diesem Buch zugrunde liegt. Als ich mit der Feldforschung begann, dachte ich lange nicht daran, Jelena zu kontaktieren, schließlich ging ich davon aus, dass sie inzwischen gar nichts mehr mit der Sexarbeit zu tun hatte. Nach einigen Monaten oftmals vergeblicher Kontaktversuche zu Frauen, die in Bordellen arbeiteten, entschied ich mich, ihr trotzdem zu schreiben – vielleicht würde sie sich ja noch an mich erinnern und mir weiterhelfen können.

Zu meiner Überraschung bekam ich bald eine Rückmeldung von ihr – sie würde mir gerne helfen und war inzwischen wieder in der Sexarbeit tätig, ich könne also auch für ein Interview vorbeikommen. Als ich sie im Sommer 2018 besuchte, setzten wir unser Gespräch an der Stelle fort, wo es das letzte Mal geendet hatte – an dem Punkt, an dem sie mit der Sexarbeit aufgehört hatte. Sie begann davon zu erzählen, dass sie sich damals umorientieren und eine andere Arbeit aufnehmen wollte. Die Suche hatte sie in den Reinigungssektor und in die Pflege geführt. Dort war sie auch zum Zeitpunkt unseres Gesprächs tätig, hatte aber die Sexarbeit wieder als Nebentätigkeit aufgenommen, weil sie die Arbeitsbedingungen in der Pflege als unerträglich empfand (wovon noch an anderer Stelle die Rede sein wird) und mit der Sexarbeit ihre Pflegearbeitsstunden reduzieren konnte. Ihr einstiger Enthusiasmus für die Beratung und Unterstützung ande-

rer sexarbeitender Frauen aus ›Osteuropa‹ war inzwischen einer Ernüchterung darüber gewichen, dass sich die Debatten über ›osteuropäische Prostituierte‹ zum Schlechteren verändert und festgefahren hatten:

»Nachdem vor einigen Jahren so viele aus Osteuropa kamen, gab es erstmal ein Problem mit den deutschen Kolleginnen. ›Die machen uns die Preise kaputt‹ hieß es da. Und dann kamen irgendwann die Bemerkungen der Politiker und in den Zeitungen über erzwungene Prostitution. Und da hat sich spürbar was geändert. Denn früher, vor siebzehn Jahren, oder gar vor fünf, sechs, sieben Jahren, hat mich niemand gefragt, ob ich jetzt freiwillig hier bin oder arbeiten muss. Da war eine andere Atmosphäre in der Prostitution. Die Sache hat sich ein bisschen verändert, aber das kann man nicht aufhalten. Da ist einiges falsch gelaufen und die Meinungen haben sich gebildet. Und eine gebildete Meinung ist schwer zu verändern. Stand ja so in der Zeitung, muss also stimmen, da bringt es nichts, etwas anderes zu behaupten. Was ich erzähle, interessiert nicht.«

Vielleicht hat Jelena Recht. Bis zur Veröffentlichung dieses Buches werden seit diesem Gespräch abermals beinahe fünf Jahre vergangen sein, in denen sich die Meinungen über ›osteuropäische Prostituierte‹ nicht maßgeblich verändert haben – und das obwohl oder gar weil sich in diesem Zeitraum in der Welt vieles verändert hat. Seit dem Ende meiner Feldforschung im Spätsommer 2018 nahm die Umsetzung des Prostituiertenschutzgesetzes in Berlin Fahrt auf, dessen Auswirkungen auf mein Forschungsfeld bereits in den letzten Gesprächen meiner Forschung spürbar wurden. Bevor diese Auswirkungen aber umfänglich erfasst werden konnten, führte der Ausbruch der Covid-19-Pandemie zu einem generellen Prostitutionsverbot in Deutschland, welches in Zusammenhang mit anderweitigen Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung die Lebenswelten von sexarbeitenden Migrant*innen in Deutschland und darüber hinaus entscheidend beeinflusste. Und als ich in den letzten Zügen meiner Promotion, im Februar 2022, dachte, dass ich diese Arbeit mit einem Ausblick auf die Auswirkungen der Pandemie auf mein Forschungsfeld abschließen könnte, begann Russland mit einer groß angelegten Invasion der Ukraine. Davon waren und sind nicht nur einige der Forschungsteilnehmer*innen direkt betroffen. Auch für diese Arbeit zentrale Debatten um europäische Ost-West-Verhältnisse und Deutschlands Position(en) in ihnen haben durch diesen Krieg neue Dringlichkeiten erhalten.

Auf den ersten Blick haben diese Ereignisse die Rahmenbedingungen meines Forschungsfeldes derart verändert, dass sich die Auseinandersetzung mit meinem Forschungsmaterial wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten anfühlt, obwohl meine Feldforschung nur ein paar Jahre zurückliegt. Das Prostituiertenschutzgesetz und die Covid-19-Pandemie haben weitreichende Transformationen der Berliner Sexarbeitslandschaft mit sich gebracht. Und seit dem Ausbruch des Kriegs in der Ukraine schlagen sich politische wie alltägliche Aushandlungen ›osteuropäischer‹ Zugehörigkeiten deutlicher und z.T. mit anderen Schwerpunktsetzungen in der deutschen Hauptstadt nieder. Somit musste ich mich der Frage stellen, inwiefern ich diese Ereignisse in dieser Arbeit thematisieren kann und will. Gerade seit Ausbruch des russischen Angriffskriegs erwischte ich mich öfters bei dem Gedanken, nun den gesamten Text dieses Buches umschreiben zu müssen. Bei näherer Betrachtung der Prozesse der letz-

ten zweieinhalb Jahre zeigte sich jedoch, dass die grundlegenden Mechanismen einer soziokulturellen Konstruktion und systematischen Marginalisierung ›Osteuropas‹, wie sie in dieser Arbeit beschrieben werden, in Deutschland weiterhin wirkmächtig sind. Denn auch die Ausbeutung ›osteuropäischer‹ Arbeitskräfte zur Deckung des deutschen Spargelbedarfs in Zeiten der Covid-19-Pandemie oder jüngst das politische Framing ukrainischer Fluchtbewegungen nach Deutschland als ›Sozialtourismus‹ sind als Ausdruck dieser Mechanismen einzuordnen. Auch wenn sich also scheinbar alles verändert hat, sind die Ausgrenzungsmechanismen des neoliberalen ›Europa‹ dennoch standhaft geblieben.

Gänzlich zustimmen möchte ich Jelena trotzdem nicht. Denn das Prostituiertenschutzgesetz, die Pandemie und der Krieg haben (u.a.) auch dazu geführt, dass sich sexarbeitende und/oder migrantische Menschen aus ›Osteuropa‹ stärker vernetzt und organisiert haben. Der Sexarbeitsaktivismus in Berlin ist intersektionaler geworden, es wurden verschiedene Unterstützungsaktionen für sexarbeitende Personen während der Pandemie organisiert und inzwischen gibt es sogar eine Sexarbeitsgewerkschaft in der deutschen Hauptstadt. Ebenso machen in letzter Zeit Menschen mit ›osteuropäischem Migrationshintergrund‹ unter dem Label ›PostOst‹ verstärkt auf die vielschichtige Diskriminierung von ›Osteuropäer*innen‹ in Deutschland aufmerksam und setzen sich seit Beginn des russischen Invasionskriegs unermüdlich für die Unterstützung der Ukraine ein.

Während sich also systemische Diskriminierungs- und Ausbeutungsmechanismen nicht grundlegend verändert haben, so befinden sie sich vielleicht doch in Veränderung. Diese Erkenntnis oder Hoffnung brachte mich schließlich zu dem Entschluss, den Text dieser Arbeit nicht gänzlich umzuschreiben. Während ich also durchaus eine Einschätzung aktueller(er) Ereignisse vornehmen konnte, die sich im Nachwort dieses Buches findet, erschien es mir als Sozial- und Kulturanthropologin dennoch wichtig, die breiteren und langjährigen Verflechtungen aktueller Prozesse sichtbar und begreifbar zu machen. Für nachhaltige Veränderungen ist ein Verständnis struktureller Probleme unabdingbar – und die grundlegenden Probleme ungleich verteilter ›europäischer‹ Freiheiten und Mobilitäten zwischen ›Ost‹ und ›West‹ zeigten sich schon in den 2010er Jahren in den Berliner Lebensrealitäten von sexarbeitenden Migrant*innen aus ›Osteuropa‹ deutlich. Wenngleich sich nicht ändern lässt, dass die tatsächlichen Erfahrungen und Perspektiven sexarbeitender ›Osteuropäer*innen‹ die deutsche Mehrheitsgesellschaft lange nicht interessiert haben, so möchte ich zumindest aufzeigen, warum diese Erfahrungen uns alle interessieren sollten, wenn wir aktuelle Prozesse rund um Sexarbeit, Migration und Europa verstehen möchten.